XXVII. Jahrg. Berlin, den 18. Januar 1919 Nr. 15



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,— Mk., die einzelne Nummer 1,— Mk.



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch Max Kirstein, Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 108 09 u. 108 10.

Abonnementspreis (vierteljährlich) M. 10.—, pro Jahr M. 40.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 10.65, pro Jahr M. 42.60; Ausland M. 12.80, pro Jahr M. 45.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.



Licht in Finsterniß

Zwischen Zehn und Elf abends. Im Deutschen Theater ist das langwierige Fragment gespielt worden, dem der alte Tolstoi den Titel gab „Und das Licht leuchtet" (auf dem Zettel steht, schrecklich: „scheinet") „in der Finsterniß". Aus dem Evangelium des Jüngers Johannes. „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, das Licht des Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen." Allioli giebt, in der vom Heiligen Stuhl gebilligten Uebersetzung aus der Vulgata, die Stelle fast genau so wie Luther. Der dürre Kraftquell, der die johannischen Bücher berieselt, spendet Wärme, doch keine Klarheit; aus ihrem zitterigen Schimmer leuchtet eine verderbte, von Selbstsucht verseuchte Welt, die nur durch die Gewöhnung in mitleidige Nächstenliebe genesen kann. Das Licht lebendiger Gottheit leuchtet, aber die Menschenwelt schließt vor ihm das Auge; sie will nicht, daß ihre Finsternisse von dem Licht erhellt werden. Φῶς und σκοτία: das alte Thema tolstoischen Greisenkampfes. Wandelt im Licht. Die Macht der Finsterniß. Das Licht leuchtet. Ein Ton nur; doch lange eines Gestalters noch starke Faust. Aus einem Gemeinplatz des Evangelienlandes zeugt, mühsam wie eines Alten Lendenschwung ein Kind, einsickernde Wärme den Willen zu Güte. Den

Willen nur. Alles sputet sich. Dunkelbraun liegt die Straße. Drüber hin dichtes Gekribbel; an verfallenden, nur vom Hemdzins emsiger Strichgängerinnen noch zu erhaltenden Häusern, an einem in Finsterniß leuchtenden Christenhospiz vorüber, durch die Lachen einer hölzernen Nothbrücke, eine ausgetretene, nasse Treppe hinauf. Wie schmutzig, wie pöbelhaft häßlich ist heute das auf seine helle Sauberkeit einst so stolze Berlin! Bröckelnder, fahl gewordener Plunder. Eine auf erschöpftem Erdschoß sterbende Goldgräberstadt. Der Bahnsteig ist von feuchter Schirmgloria überkuppelt. Als die Lokomotive heranächzt, ein Gedräng wie im Hundezwinger, wenn, in der Fütterungstunde, das Schloß knirscht. Fäuste und Ellbogen bohren durchs Geschieb ein Gäßchen; Frauen werden mit rohem Eifern von der Schwelle geknufft. Zwanzig Menschen im Abtheil. Pfeife, Cigarre, Papierqualm. Ruch von nassen Kleidern, schlechter Seife, ungepflegtem Weibshaar und Schlimmerem. Ein Lupuskranker mit halber Nase schlingt dicke Brotstücke und schmatzt nach jedem an einer Speckschwarte. Die Deckenlampe hat die Leuchtkraft verglimmender Dochte. Dennoch riecht es links nach Zeitung. Die Lider herab; und stellet, Ohr und Nase, zugleich den Dienst ein. Durch die Dämmerung der Sinne huschen die Geschöpfe des Russen. Russisch sahen sie heute nicht aus; waren einander auch nicht verwandt. Pflanzen aus allerlei Erdreich. Fräulein Ljuba ein schönes Plakat aus westlichen Weltstädten; Herrlein Stepa ein dicker Swell aus Wannsee; Maria Iwanowna, die sich für die Mutter der Zwei ausgeben muß, aus dem kräftigsten Deutschland; und ihr Mann: Herr Moissi. Weder großrussischer Grundbesitzer noch gar Rittmeister außer Dienst. Ein romanischer Nazarener, der im Wesentlichen gewiß nie anders war, als er jetzt ist. Der kluge Künstler, der das stille Werden eines in johannische Hingebung, in Heiligkeit Aufstrebenden zeigen will, hat auf die Darstellung, die Andeutung des Reiters, Kavaliers, Genießers verzichtet, von dem wohl noch was zu wittern sein müßte. Er läßt von dem Tolstoi der schwülen Abenteuer, der Jagden und Pferderennen nichts ahnen; transponirt den Greis in die Vierzigerjahre und alles Dur in ein (nicht süßliches) Moll.

„Wir suchen unser Ideal vor uns: und ahnen, blinde Thoren, nicht, daß es längst weit hinter uns liegt. Das muß den Menschen gesagt werden. Auch heute. Immer wieder. Nichts Anderes. Keine Städte, keine Massenansammlung, keine Fabriken mehr. Auf dem Land bleiben; da mag Jeder mit seiner Hände Arbeit das dem Bedürfniß Unentbehrliche schaffen. Das Unentbehrliche: nicht etwa dummer Einbildung nöthig Scheinendes. Seinem Bedürfniß: nicht dem Anderer. Weh Einem, der Andere für sich arbeiten läßt! Mit sich soll Jeder sich beschäftigen; in sein Innerstes schauen und das Licht suchen, aus dem Göttliches zu ihm spricht. Mit dem Anderen soll er nur leiden und ihm willig geben, was er entbehren kann. Geben, ohne sich zu brüsten und Belohnung zu heischen. Als mein Herz sich noch freute, weil man mich einem Armen drei Rubel geben sah, war ich noch weit vom Heil. Almosen thuns nicht; was wir brauchen, ist Theilung des Besitzes. Müßiggang und Luxus, Lohnsklaverei und Schuldknechtschaft sind aller Laster Anfang. Widerstrebet nicht dem Uebel; richtet nicht; tötet nicht; hütet die Zunge, daß sie nicht gegen den Stachel lecke. Wir sind winzige Theilchen der Weltseele und haben nur für unsere Reinheit zu sorgen. Wozu brauchen wir eine Obrigkeit, Waffen, Heere, Gerichte, Urtheilssprüche, Gefängnisse, wozu gar Kriege? Das Alles hat Gott nicht gewollt. Auch nicht, daß wir die Lügen einer sich spreizenden Wissenschaft für wahr nehmen und der Niedertracht der Vernunft glauben, die allen Zweifel und Hochmuth, alles Unheil auf die Erde gebracht und nichts Nützliches gewirkt hat. Sondern, daß wir Christen seien, brüderlich im Licht neben einander wandeln und dem Nächsten, dem Fernsten, dem Bösen sogar keinen Grund, niemals und nirgends, zu Groll und Angriff geben." So spricht Tolstoi, der die Nachfolge Christi auf sich genommen hat. Noch aber kein Kreuz. Er keucht nicht nach Golgatha. Ein kleines Herrenhaus in einem stillen moskauer Park. Alte, steif vornehme Mahagonimöbel in weiten, hohen Räumen. Um den Pförtner ein Abglanz von Adelswürde. Der Diener in Frack und weißer Kravatte. Das große Schreibzimmer fast leer, ganz still, mit Ausblick in den Garten, einem

guten Ventilator; kein Geräusch der Hauswirthschaft schallt auch nur mit leisestem Nachhall in den Frieden des hellen Raumes. Dem Denker, dem geistig Arbeitenden ein Eden. Auf dem Land selbst, in Jasnaja Poljana, ist nicht tiefere Ruhe. Nur der Park, mit uralten Linden und Birken, noch viel größer als der Stadtgarten. Die Diele der Arbeitzimmer ist ungestrichen. Der Eintretende erblickt Geräth, das nicht herzugehören scheint: Spaten und Sensen, Sägen und Zangen, Schusterswerkzeug. Sieht den Hausherrn in Hemd oder Kittel des Schollenbauers. Der, wird ihm berichtet, liegt nicht auf Gansfedern, deckt sich niemals mit Daunen zu, hat nur Lederkissen in seinem Bett. Läßt sich vom Gesinde nicht bedienen, räumt selbst sein Zimmer auf, ißt kein Fleisch, hat kaum je eine Kopeke in der Tasche, macht sich jetzt sogar Stiefel, geht als Pflüger aufs Feld, sägt Bäume ab, hat sich als Zimmermann und Ziegler versucht und kommt im Lenz vom Düngen, mit dem Ruch und der Schmutzspur von umgegrabenen Wiesen, an den Frühstücktisch. Im Haus aber ist Alles „herrschaftlich". Die vegetarische Kost für den Herrn aus dem feinsten Nährstoff mit sorglichster Kunst bereitet. Jedes Wäschestück, auch die Hemden, Jacken, Bauerpelze des Grafen, von edler Essenz durchduftet. Bis in den Winter überall frische Blumen. Vorrathskammer und Keller ist voll, jeder Gast, aus Europa, Amerika, Australien jeder Zeitunglieferant willkommen, alles Lebenslabsal rasch zu erlangen. Dafür sorgt Gräfin Sophia Andreijewna. Ihr gehört das moskauer Haus und das tulaer Landgut, das Geld und die hohe Einkunft des Grundherrn und Dichters. Alles ist ihr verschrieben. Ihr Mann? Ihr Gast und ihr Kind. Von Haushalt und Gutsverwaltung will und darf er nichts hören; keinen Laut von elendem Geldkram. Nun liegt er krank; aus einer vernachlässigten Fußwunde wird Blutvergiftung. Aerzte verachtet er als Knechte des Götzen Wissenschaft, als Pfuscher und Schwindler. Hat Jesus mit Fiebertabellen und Rezepten, mit Giftstoff und Knochenmeißel gewirthschaftet? Und war doch ein Arzt. Keinen anderen läßt Lew Nikolajewitsch an sich. Doch wenn die Frau durchaus den Rath eines moskauer „Spezialisten" begehrt: darf der Weise

die gute Sonja kränken? Der Arzt hilft in Genesung. Und auf Roßhaar und Lederkissen, in grobem, nach dem Veilchensachet des Wäscheschrankes riechenden Hemd, in der hochgewölbten Stube, durch deren offene Fenster Lindenduft einströmt, diktirt Graf Tolstoi, der Urenkel des Heiligen Michael, Großfürsten von Tschernigow, der Mann ohne eigene Wohnstatt und Habe, der stets zu Dienst willigen Frau das Drama gegen die Verruchtheit der Zinsempfängniß, des Rentnerlebens, jeglichen Abgleitens in Völlerei, in deren breitester Schlinge schon die Teufelskralle lauert; das Gedicht, das die Hinnahme fremden Dienstes als Ursünde ächtet und nur dem in Jüngerarmuth, in Evangelieneinfalt Wandelnden Seligkeit verheißt. Ein Schlückchen von dem mit Mandelmilch gemischten Gerstentrank. „Alles muß anders werden; die ganze Wirthschaft und Lage des Volkes. Statt der Massenarmuth muß Massenreichthum, statt der Feindschaft Eintracht herrschen. Wir brauchen eine Revolution, für die aber kein Blut fließen darf, zunächst in unserem Gutsbezirk, danach in diesem Gubernatorium, in Rußland, auf dem ganzen Erdrund. Das wird die größte Revolution von allen. Wir, alle Schmarotzer, Diebe, Hurer, Läuse, Mörder, müssen weg. Und mit uns die Patrioten." Die Gräfin schreibts auf.

Bellevue. Zwei gehen, Drei kommen; Der mit dem Lupus schleudert die ausgesogene Schwarte durch den Thürspalt. Was thut Tolstoi zur Bereitung der größten aller Revolutionen? Sein Evangelium mündet in die Mahnung zu Nicht-Thun; in eine Grafen und Grundbesitzern bequeme. Dem Ueblen, Bösen nicht zu widerstreben, nicht mit der Zunge gegen den Stachel zu lecken, wird seiner Weisheit letzter Schluß. Die Zunge würde Dir wund; und mit dem Baum, an dessen Wurzel schon die Axt gelegt ist, fällt ja auch der Stachel. So hoch ist der Herr von Jasnaja Poljana in Selbstvergottung geklettert, daß er in sein Testament zu schreiben wagt: „Manchmal war mir, als würde ich der Vermittler göttlichen Willens." Vermittler. Der braucht selbst kaum noch zu wollen. Mitleidig ist er. Manchmal. Dem schwächlichen, von Grind zerfressenen Knaben des Bauers, der von ihm ein Fohlen erbetteln möchte, weigert ers; lügt:

„Ich habe kein Fohlen.“ Aber: „Gott mit Euch, Ihr Leute!“ Dreht sich um und springt, mit siebenzig Jahren, über einen Graben; damit er nicht mehr den Blick der Leute sehe, die er dem Schutz Gottes empfiehlt. Fast Achtzig ist er, als zu ihm der wegen revolutionärer Umtriebe bestrafte Matrose Archip kommt. Zu Fuß. Auf müden Beinen wartet das Kerlchen in eiskaltem Wind und beugt sich dann vor dem Grafen, der, im Bauerskittel, herangetrabt ist und sein Pferd einem Diener gegeben hat. Was willst Du? Matrose; wegen Mitschuld an der sebastopoler Meuterei verurtheilt; nach der Gefängnißzeit Taglöhner und Fabrikarbeiter; er hat alle erlangbaren Bücher gelesen und ward von der Sehnsucht hergedrängt, den großen Christen von Jasnaja Poljana zu sehen, zu hören. „Was nützt Lesen dem Menschen? Da Du sonst nichts von mir willst: guten Tag!“ Dem, schreibt der ungebildete Philosoph Archip, „ist in seiner Haut gewiß nicht wohl; weil er an Selbstmord gedacht hat, muß er gelitten haben. War aber stets gut versorgt und hätte es noch schwerer gehabt, wenn er, wie Unsereins, gezwungen gewesen wäre, in der Kälte, von früh bis spät, ums liebe Brot zu rackern und die Nase zu reiben, damit sie ihm nicht erfriere.“ Hat dieser Graf ernstlich an Selbstmord gedacht? Er sagts. Meldet sehr oft, sehr laut auch seines Mitleidens Qual. „Ich sah einen Achtzigjährigen pflügen, eine Alte in dünnem Rock ohne Pelz, die Witwe eines erfrorenen Bauers, deren Kind im Sterben liegt und der Keiner den Roggen einbringt. Wir? Ueben Beethoven. Ich konnte danach die ganze Nacht nicht schlafen. So weh war mir ums Herz. Ich betete zu Gott, er möge mich von diesem Leben erlösen. Betete wieder und mein Schmerz schrie auf. Wie ein Netz hat mich dieses Leben umstrickt; ich kann nicht heraus: und hasse es dennoch, hasse mich selbst.“ Finsterniß ahnt das Licht, möchte von seiner Wärme umfangen sein, scheut aber die Pein des Erwachens in Helle. Aus dieser Stimmung wurde das Fragment geboren, das uns drei Stunden lang Leben vorgetäuscht hat. Nikolai Iwanowitsch Sarynzew, der ein großes Gut, eine hübsche, elegante Frau und sechs Kinder hat, blinzelt sehnsüchtig in das Licht, das aus

Gottes Wort kommt; wendet sich von der Kirche ab, die dieses Wort fälscht und den Widerchristen rechtgläubig nennt; möchte sein Gut mit den Armen theilen, auf Sinnengenuß, sogar auf Gaumenslust verzichten, von seiner Hände Arbeit sich nähren, nach der Vorschrift der Bergpredigt leben. Einen jungen Popen beredet er zu Abkehr von der Kirche, einen jungen Fürsten zu Weigerung des Wehrdienstes; und bleibt trotzig standhaft, als ein öliger Bischof ihm Brücken zur Rückkehr in die Hürde der frommen Schäflein zu bauen versucht. Der Fürst kommt in die Irrenzelle, ins Strafbataillon, wird ausgepeitscht, morgen, vielleicht, erschossen. Der Priester schwört seinen Irrthum ab. Sarynzew? Predigt den Kommunismus, drückt brüderlich seines Dieners Hand, hobelt in seiner moskauer Stadtwohnung ein Bischen (der Tischler, ders ihn lehren soll, staunt kaum noch; „solche Herrschaften treiben ja Allerlei"); er möchte sein Erdengut, das Land, das die Vorfahren den Eignern, dem „Gesinde" von heute, raubten, den Armen hingeben, in den Kaukasus gehen, den Acker bestellen. Die Thränen der Frau, der Unmuth der Kinder, die sein Entschluß aus Glanz in Armuth risse, schmelzen die dünne Willenskruste. Er bleibt. Gott verwirft seine Mitarbeit. Gott will, daß jedes Nachbars Finger auf den Schwächling weise, der nur schwatzen, nicht handeln kann. Bis in sein Lesezimmer tobt der Hausball, den Maria Iwanowna ein Tanzkränzchen tauft. Bin ich, fragt Sarynzew, auf einem Trugpfad? Hilf mir, Vater im Himmel! Tolstoi wollte, daß er ihm helfe. Wollte, daß die Mutter des von Sarynzew verführten Fürsten ihn töte, daß sein letzter Hauch die Thäterin freispreche und der Sterbende, der sich selbst der Schuld an der Verwundung zeiht, den Popen als Duchoborzen zurckkehren sehe, als Einen aus der Geistkämpferschaar, die den Eid und den Waffendienst weigert und ohne Sakramente und Außenkult in Heiligung strebt. Die Kirche log also, da sie Diesen auf die Tafel reuiger Sünder schrieb. Sarynzew kann sterben: denn ein Kind seines Geistes lebt über ihn hinaus. Diesen fünften Akt hat der Dichter nur kurz skizzirt. Wir sahen ihn nicht. Herrn Moissi auf dem Sofa ganz in sich verkrümmt, schmal und klein, die hageren

Knie fast ins Rippengestell des Brustkorbes eingebohrt, ein zuckendes, schluchzendes Häuflein. In dem Auge des Aufgescheuchten dann den feuchten Schimmer gütig getragenen Leides. Siehe: ein Mensch! Nichts Schöneres beut das Weltall dem Blick als Güte. Wir glauben, Tschaadajew zu sehen; Puschkins Erlöser beten zu hören: Dein Reich komme!

BahnhofCharlottenburg. Endlich wirds leer. War Tolstoi gütig? Seiner Seele, brummte Turgenjew, die liebenswürdig verkörperte Selbstsucht, fehlt die Freiheit; sein Doppelgänger ist der Ljewin der Karenina, der Keinen zu lieben vermag. Sein Doppelgänger sollte Sarynzew werden. Einer, der nicht lieben, sich nicht in Ehrfurcht beugen noch hingeben kann, heftig sich aber in die Wonnen der Nächstenliebe sehnt und sich, um nicht allzu hohen Preis, das Herz des Allumfassers anerziehen will. Einer, der die Kunst verachtet, in seinem Haus aber Musik machen, tanzen läßt und Renans Werk feiner Wortkunst verleiht; der dem Diener die Bruderhand hinstreckt, danach seinen Dienst aber duldet; wie ein Mushik leben möchte, doch gern Thee und Kaffee (mit heißer Sahne) schlürft; die Unsittlichkeit alles Sonderbesitzes verkündet, aber der geldlose Gast und Pflegling der ihm angetrauten, durch sein ererbtes und gemehrtes Vermögen reichen Gutsherrin bleibt. Wie das Wasser nicht die Taufe macht, so das Hemd nicht den Mushik. Der Schubkarren, der Kittel thuts nicht, sprach Dostojewskij; „auch nicht die Anzeige: ‚Ich bin kein Herr mehr; ich will wie ein Bauer mich plagen.‘ Das Volk fühlt, wer zu ihm gehört; wo es nicht Liebe spürt, empfindet es die Verkleidung, Vereinfaltung wie Schimpf.“ Der Tischler lächelt des reichen Spähnekratzers und der zerlumpte Alexander Petrowitsch wundert sich gar nicht, als ihn Sarynzew, in der letzten Minute, allein wandern heißt. Der erzählt viel von seiner Güte, stellt sein brechendes Herz jedem Zufallsgast zu Schau, schwelgt in Leidensexhibition. Wie sein Schöpfer, dessen Sucht nach Selbstbespiegelung, Selbstentblößung die Rousseaus, des wilden Ahns, noch übersteigt. Ein Jesus, der vom sicheren Port aus die Wechsler und Schriftfälscher schilt, ein Buddha, der die Palaststadt einem Weib verschrieben hat, als Gast aber durch ihre Hallen

und Blüthenhaine schreitet, fände niemals einen Weg ins Ohr unserer Seele. Am letzten Lebenstag erst lief Tolstoi aus warmem Behagen, lief auf dem Schneepfad des Heiligenruhmes bis an die Gruft; um zu sterben, wie er nicht leben konnte. So wirds, wenn nicht die wüthende Fürstin das Programm durchsticht, auch Sarynzew machen. Die kräftig hingepatzten Bilder sind wirksam und in den banalen Plauderszenen verräth mancher Ton Einen, der die „Gesellschaft" kennt, ihr zugehörig, nicht nur in ihren Kreis zugelassen ist. Die Gestalterkraft ist schon welk. Maria, die Kinder, die Fürstin, Bischof und General: Alles blaß, ohne das Odemswehen, den Blitz, die Zeugermacht, über die, in der großen Zeit seines Tula-Bayreuth, der alte Zauberer noch gebot. Rührend, auch hier noch, das heftige Ringen um Güte. Häßlich die Selbstentblößung. Jede Exhibition, des Paarungwerkzeuges oder des Strebens in Apostolat, entwürdet den Thäter. Doch die stark gewürzte Massenspeise, die mir ein Bischen nach ranzigem Fett schmeckt, wird von Gier begehrt und verschlungen. Sie ist „zeitgemäß". Zornrede wider Kirche, Krieg, Wehrpflicht, die Menschen zwingt, auf Menschenbefehl Menschen zu morden, urchristlicher Kommunismus: mehr ist für zehn oder fünfzehn Mark in drei Stunden nicht zu erlangen. Danach ein Täßchen Thee (das Pfund zu sechzig Mark), ein paar Brotschnitten mit Butter (fünfunddreißig) und viele tiefe Seufzer über das Los eines an den Pflug gezwungenen Greises, einer darbenden Witwe, aller von der Rechtsordnung Enterbten. „Eigentlich stimmt Alles, was Sarynzew sagt." Eigentlich. Mit solchem Kommunisten ist immerhin auszukommen. Wollte Tolstoi so gesehen sein? Als Einer, der zu schwächlich ist, seine Lehre zu leben? Das Drama blieb unvollendet. Der Lebende hats nicht ans Licht gelassen. Und ihm fehlt das Hauptmerkmal des Betriebes von Jasnaja Poljana: der Zulauf von Fremden, von Pilgern. Sarynzew ist ein nach Heilandsgüte trachtendes Männlein, dessen Hingang ins Haus keine Lücke risse. Tolstoi stellte sich hinter dem Pflug, auf einem Bauerpferd, mit der Sense, als Handwerker und Höhlenheiliger aus. War die great attraction, die aus drei Erdtheilen Schaaren herbei-

zog. Ihm wurde gehuldigt. Und er hatte doch nie gethan, was er Anderen als Pflicht auf das Gewissen lud. Hatte nie faustisch vor dem ersten Satz des Johannesevangeliums gezaudert. Er wollte nicht Wortkünstler heißen und blieb doch, in Finsterniß und Helle, gewiß: Im Anfang war das Wort.

Boris Tscheremschanow (mit dem Amenophiskopf und der starren Egypterekstase des Herrn Deutsch kein Russenprinz, doch ein von junger Glaubensbrunst bebender Levit) hemmt den Fuß nicht auf dem steilen Dornenweg zu der That, die er als Opfer begreift, seit der Erleuchtungstunde als nothwendiges Opfer zu wollen scheint. „Die Vorgesetzten füttern Euch mit Lüge. Nirgends steht in der Bibel was von christlichem Heer. Gehorchet ihnen nicht. Werfet die Waffen weg. Mein Christenthum kommt aus Christi Bergpredigt. Die Griechenkirche ist mir Gräuel. Jede Kirche und jeder Staat Die Anwendung von Gewalt oder List muß als Sünde gebüßt werden. Der echte Christ kann nicht Soldat sein; darf keinen Eid schwören.“ Sarynzew warnt ihn, der Verführer, vor Ruhmsucht. „Laß Dein Thun nicht von der Gier nach dem Beifall Derer bestimmen, deren Meinung Dich werthvoll dünkt. Die Vorgänge in der Welt unserer Sinne sind ohne Dauergewicht. Werth hat nur, was in der Seele geschieht.“ Magerer Trost Eines, der niemals sich in Handlung aufzuraffen vermag und geschwichtigt wäre, wenn auch der Jünger sich ohne Wank an die johannische Losung hielte, daß im Anfang das Wort war. „Die Menschen, die unsere Häuser bauen, unsere Felder und Gärten bestellen, uns kleiden und nähren, haben selbst nichts als Wasser, Brot, Kartoffeln. Sie kränkeln, verhungern und müssen mit hinsiechendem Leib für uns fronen. Darf ein Christ Solches dulden?“ Er duldets; beseufzt es aber inniglich. „Den Boden, die Erde haben wir dem Volke genommen und halten es seitdem in Knechtschaft. Dieser Sünde bin ich theilhaft. Darf ich sie weiterschleppen? Noch länger Land besitzen und den von Hunger erzwungenen Dienst fremder Menschen ausnützen? Muß ich nicht das Land den Leuten zurückgeben, denen meine Vorfahren es stahlen? Stahlen; trotzdem die Kirche befiehlt: Du sollst nicht stehlen. Die Kirche, die allen Unsinn, alles Abscheu-

liche lehrt, wenns in ihren Kram taugt. Wir leben von erzwungener Arbeit Hungernder, machen Kinder und gewöhnen sie in eben solches Leben und vergessen, daß geschrieben steht, ein Reicher werde nicht in den Himmel kommen. Ich kann in dem Zwiespalt nicht mehr athmen; nicht länger die Frucht fremder Arbeit aufzehren. Mein Auge war blind; seit es sieht, hat es erkannt, daß dieses Sein unerträglich ist." Nikolai Iwanowitsch Sarynzew erträgt es, stöhnend, bis an sein Ende. Er sehnt sich in die Seligkeit der „Ebionim", der an Habe des Leibes und Geistes Armen, und wagt sich doch niemals, über den Jordan, in ihre Wüste. „Beweinet, Ihr Reichen, das Elend, das Euch naht. Heulet: denn in Eurem Schatz ist Fäulniß und all Euer Gewand fressen Motten. Rost spinnt sich um Euer Gold und Silber und wird, wie Feuersgewalt, Euch das Fleisch von den Knochen nagen. Aus zornigem Herzen habt Ihr Schätze gesammelt für Euren letzten Tag. Denen, die Euch die Ernte einbrachten, habt Ihr den Lohn vorenthalten: und der Schrei dieser Arbeiter, der Schnitter, Fuhrknechte, Drescher, ist in das Ohr des Herrn aller Heerschaaren gedrungen. Euer Leben war ein stetes Gepraß und wie auf Weide habt Ihr Eure Herzen in alle Wollüste der Erde getrieben. Siehe: der Ackersmann wartet auf köstliche Frucht; harrt geduldig, bis am Morgen, am Abend seine Erde aus offener Himmelsschleuße getränkt werde." Also sprach, in seinem Brief an die Zwölf Stämme, der Apostel Jacobus; von dem auch die Mahnung kam, niemals, weder beim Himmel noch bei der Erde, einen Eid zu schwören. Sarynzew wäre von einem Klugen, nicht mühlos freilich, in Schwur zu überreden; und begösse ihn dann mit den Zähren bitterer Reue. Steht er an der Schwelle unserer Revolution wie Figaro am Thor der jakobinischen? Auch der Barbier von Sevilla hat das Herrnrecht nur mit der Zunge bekämpft und ist Kammerdiener geblieben.

Am Ziel des Heimweges. Die Lokomotive röchelt wie, aus verstaubter Kehle, ein Müder, der weiß, daß er noch nicht, noch immer nicht rasten darf. Aus dem Zug tröpfelt ein Dutzend Vermummter; mehr hat sich nicht in so weite Ferne, bis in den Nordwestbereich der Maschinengewehre

vorgewagt. Die knattern auch hier. Das Gestichel einer flink säumenden Nähmaschine, das böse Gezisch eines Zahnbohrers geleitet mich durch Halbdunkel nach Haus. In kurzen Abständen Flintenschüsse. Man gewöhnt sich drein. Auch Bürgerkrieg kann Zustand werden. Hat er mich in Ungerechtigkeit gegen den großen Dichter, der immer sich strebend mühte, und gegen sein kleines Parergon verstimmt? Ich glaubs nicht. Dieses Werk zetert (daß die leise Romanenkunst das Wahlrussen Moissi Beredsamkeit in Herzenstremolo mildert, wird ihm zu Segen); es trieft von Eifersschweiß eines Bekehrten, der durchaus bekehren will. In seine Fußstapfen tritt, nicht erst seit gestern, der lange Troß der Wortkommunisten, der flinken Kerlchen, die durch Geschäftsvertrag und Gefühlspakt ihr Wohlleben tüchtig versichert haben, in Schieberwonne hausen und schlemmen und, vom Hals bis an die Knöchel in Seidenrips, duftenden Schreibfräulein Loderartikel wider die Verruchtheit des Kapitalismus in die Tippfinger diktiren. Gestern, als „gelernte Proletarier", nicht den echten nur ein Gelächter; heute die Knospe einer Gefahr. Dies sind die Kleinen von den Seinen; höret, wie zu Lust und Thaten altklug sie rathen. Zu Thaten, die sie selbst niemals thun, und zu Seelenlust, die kein geputzter Homunkel empfände. Der große Bekehrer stellt sie aus, der Bekenner exhibirt die Ohnmacht zu Handlung, beleuchtet sie gar, wie der von Hoche erwähnte Student mit dem Flämmchen eines Streichholzes die geblößten Genitalien. Der Tolstoi, der Besuchow und Bolkonskij, Natascha und Anna schuf, die Silhouetten von Bonaparte, Alexander, Kutusow schnitt, in Bauergewimmel hundert Zungen löste, kann nicht sterben; der Sektenstifter, der Seelenmasseur und Hasser aller Wissen schaffenden, Willen stählenden Mächte schwindet, noch rascher vielleicht als Rousseau, aus der Mode. Entzückt sind, in Rausch hingerissen von Tolstois Greisenfirnwein Alle, denen die Bibel von Schulmeistern verekelt wurde, Dostojewskij (weil Turgenjew ihn als wahnsinnigen Stammler und Spitalkehrer verschrie) niemals in Fühlnähe kam. Auf der Stadtbahnfahrt fiel mir die Drohrede Jacobi, des Hortes aller Ebionim, ein. Nicht das Wort, das den Grundriß

seiner Wesenheit zeichnet. „Tritt, wo Ihr versammelt seid, ein Mann in prächtigem Kleid, mit Goldringen um die Finger ein und hinter ihm einer in schlechtem Gewand, so dürfet Ihr dem Prunkenden nicht den besten Platz anweisen und zu dem Armen sprechen: Steh dort oder hocke Dich auf meinen Schemel! Thätet Ihrs, der Grundsatz Eures Urtheils wäre weitab von Gerechtigkeit. Denn den auf unserer Erde Armen hat Gott das Himmelreich als Erbtheil zugedacht. Wie dürftet Ihr die Armen in Unehre stoßen? Die Reichen drücken Euch mit ihrer Herrenmacht wund, zwingen Euch vor Gericht, lästern den Namen Derer, die nicht mit dem Mund nur dem Gebot, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, gehorsam sind. Wer die Pflicht zum Guten kennt und ihr nicht genügt, wird der Sünde schuldig. Was nützt es, Brüder, wenn Jemand den Glauben hat, aber nicht danach handelt? Glaube, der keine Werke zeugt, ist tot; und wie würde von solchem Glauben je Einer selig?" So, ungefähr, denkt Sarynzew, denkt Tolstoi, doch nur bis an das Gitter des Satzes von der Pflicht, der Erkenntniß die That folgen zu lassen. Da bäumt sich der Doppelgänger. „Werth hat nur, was in der Seele geschieht." Werth für den Betrachter, den Dichter; nicht für den Darbenden, der satt werden möchte. Treibet, Nikolai Iwanowitsch und Lew Nikolajewitsch, auf der fruchtbaren Schwarzerde von Tula moderne Landwirthschaft, mit dem besten Geräth, nehmet Euer sicher zinsendes Geld aus der moskauer Bank und dünget damit allen Euch hörigen Boden, bauet eine helle, luftige Zuckerfabrik, säet, da ringsum Leder und Kupfer zu haben ist, ins Dorf die Möglichkeit zu Hausindustrie: durch solches Werk, und wärs eines Gottlosen, würde dem Bauer mehr genützt als durch das thatlose Mitleiden des nazarenisch Frömmsten. Doch Vernunftpredigt darf weder aufs Gut noch in die Stadtwohnung. Nur Machtwahn, Knechtssinn, von grobem oder feinem Geflecht klügelnden Menschenwitzes gestützte Selbstsucht kommt zu Wort. Kein unbefangen Gescheiter, der auch „im Recht" scheinen könnte. Vor klugem Widerspruch ist Sarynzew eben so sorgsam geschützt wie Figaro.

Der hat gesiegt. Als ein rechtlos Armer drang er in

die Gesellschaft, der Vorrecht angeboren, Vornehmheit angezüchtet war und die ihn drum, den Abenteurer ohne Ahnen, verachtete. Wird er reich, dann überbieten seine Kassenscheine jeden Adelsbrief, allen Zauber feiner Sitte und erlauchter Ueberlieferung; dann wird der Bürger Ahn eines Geldadels, dem der im Feld erstrittene, am Hof erwedelte sich in Dienstbarkeit fügen muß. Wer zweifelt, daß auch dem Sehnen Sarynzews Erfüllung wird? Nach den Heiligen und den Rittern sinken die Bourgeois, die Erben ihrer Herrlichkeit, ins Nichts . . . Sank denn Klerisei und Edelmannschaft? Der Sevillaner und Seinesgleichen haben den Kreis der in Vorrecht Einzulassenden geweitet, die alten, nicht von der ersten Wuth geköpften Pfründner aus Kirche und Adel aber nicht zu Kehricht geworfen. Dahin sollen sie nun, sammt der jüngeren Bourgeoisie, und ungefährdet, unter Staatsschirm und in Gewissensfrieden, nur Die weiterleben, die weder Zins noch fremde Arbeit nährt, die besitzlos, dienerlos sind? Den Versuch, Nika, hat unsere Welt oft gesehen; nie einen, der in uns naher Zeit noch gelang. Ihnen ist aller Besitz Diebstahlsertrag, Eigenthum immer und überall durch Raub entstanden. Und dünkt Proudhons Richtspruch Ihr weiches Herz einmal gar zu schroff, so glauben Sie dem Großohm Rousseau, daß Eigenthum und Besitzrecht seit dem Tag ist, da irgendein Kainsenkel behauptete, ein umgrenztes Feldstück gehöre ihm, und die dumme Sippe dem Selbstsüchtigen ohne Beweis glaubte. Ganz so einfach war die Genesis nicht. Um deren Aufhellung hat mancher starke Kopf sich, mancher mit Nutzen, gemüht. Daß der altrömische Eigenthumsbegriff von dem neubritischen, Platons Kommunismus von dem Marxens zu unterscheiden ist (trotzdem die Wortgeißel des Griechen den Bourgeois fast schon so tief gestriemt hat wie die des Juden), braucht nicht bewiesen zu werden. Eher, daß keine gewichtige Stimme für urchristliche Gütergemeinschaft, wie, später, Karpokrates und Epiphanes sie wollten, zeugt und daß alle Civilisirung, in der Alten und in der Neuen Welt, die Völker aus Kommunismus in Anerkenntniß von Sondereigenthum trieb. Daraus haben Leute, deren Hoffnung lieber vorwärts als rückwärts

blickt, den Schluß gezogen, daß Besitz Kultur fördere. Noch fester standen die zu starrer Abwehr alles Umsturzplanens, zu Reaktion gegen werdende Volksmacht Entschlossenen auf diesem Glauben. „Revolution ist die Gründung des ganzen öffentlichen Zustandes auf den Willen des Menschen statt auf Gottes Ordnung und Fügung. Revolution fordert Freiheit, Gleichheit, Trennung von Staat und Kirche, eine Urkunde statt der naturwüchsigen, geschichtlichen Verfassung des Landes, eine neue Vertheilung der Staaten nach den Nationalitäten wider das Völkerrecht: daß alle Deutschen einen Staat bilden für sich, alle Polen einen für sich, und daß alle Verträge und Herrscherrechte, die Dem entgegenstehen, vernichtet seien. Wir (sprachen die Menschen der Revolution) lassen die Vertheilung der Staaten nicht gelten, die Gott gefügt hat; wir wollen nicht zugeben, daß er die Völker verbinde und zertheile und ein Volk dem anderen unterthan mache nach seinem Rathschluß und seinen Strafgerichten. Sondern wir wollen alle Völker in ihrem ursprünglichen Zustand wieder herstellen, daß Alles sei wie von Anbeginn durch unsere Macht und unsere Weisheit. Der letzte Schritt der Revolution muß deshalb die Aufhebung des Eigenthums, der Kommunismus sein. Denn was ist Eigenthum anders, als daß der Mensch den Vorzug im Besitz anerkenne, welchen Gottes Fügung dem Einen vor dem Anderen zugetheilt und beschieden hat, durch Geburt und Erbschaft, durch frühere Ergreifung, durch gelungenere Arbeit, durch glücklichere Verwerthung? Wenn der Mensch Alles neu zu machen unternimmt, den Staat, die Gemeinde, die Austheilung der Völker und Staaten: warum nicht auch eine neue Vertheilung der Güter? Die Revolution ist, wie schon das Wort sagt, Umwälzung. Sie macht den Menschen zum Ursprung und Mittelpunkt der sittlichen Weltordnung und läßt den ganzen Sündenschlamm der Volksleidenschaft, den die obrigkeitliche Macht in der Tiefe niederhalten soll, emporsteigen zur Höhe der Gewalt. Rationalismus und Revolution bilden die, vielleicht, letzte Stufe in der Entwickelung des Kampfes zwischen den Geistern des Lichtes und den Geistern der Finsterniß. Sie sind, vielleicht, der An-

fang des Endes, die Zeichen des Eintrittes in die apoka= lyptische Zeit." Diese Sätze hat 1852 der in München ge= borene, als Jüngling in Erlangen getaufte Jude geschrieben, der sich Friedrich Julius Stahl hieß und als Rechtsphilo= soph, Staatsrechtslehrer, Vorkämpfer für Kirche und Ritter= schaft in Preußens Oberkirchenrath und Erste Kammer auf= stieg. Fördert auch Dieser Kultur? Taine, aus ganz anderem Stoff, hätte, nach kurzem Zögern, die Frage halblaut bejaht. Leset die Vorrede zu seinem Jakobinerband: mit Revolution, der noch in hellstem Glanz strahlenden, hat er grimmig abge= rechnet. Hinter dem mit Goldfäden durchwirkten Vorhang eines Egyptertempels hoffte er das Bild des Gottes zu schauen; von des Priesters Lippe tönt Lobgesang, schon hebt sich das glitzernde Gewebe: und im Allerheiligsten sieht Dein entsetztes Auge ein fettes Krokodil sich auf Purpur wälzen. „Drei Jahre nach der Verkündung der Menschenrechte, der großen Grundsätze von 1789 wurde das Krokodil auf den Purpurteppich gesetzt; wurde es Abgott, weils bös war und Menschen fraß. Am Liebsten saftige Braten; fehlten sie, um so mehr Magervieh. Was dieser Kult gekostet hat, habe ich auszurechnen versucht. Der leichtgläubigen Menge aber ist eingeredet worden, jedes der angebeteten Krokodile sei menschenfreundlich gewesen und manches habe, dem Staat zu Liebe, sich an dem Fleische Schuldiger überfressen."

War es so arg? Gewiß: wie Mohnköpfe wurden die Häupter des Adels gemäht und alle nicht zu revolutionärer Handlung Willigen mit Erniederung in Knechtsdienst be= droht. Auch der auf Geldsäcken Thronende mag schon hienieden zittern. „Reichthum ist Gemeinheit", spricht Saint= Just. Und Robespierre befiehlt: „Kein Franzose darf im Jahr mehr säckeln als dreitausend Francs. Der Bourgeois ist dem Staat eine Gefahr und alle Reichen sind unsere Feinde." Des= halb müssen sie ihr Gold und Silber, Geräth und Münzen, ihre Edelsteine und Perlen hingeben und als Entgelt werthloses Papiergeld annehmen. Deshalb werden sichtbaren Kapita= listen große Summen entpreßt und die Rechte zu Schenkung und Vermächtniß geschmälert. Doch den letzten Schritt, den in Kommunismus, scheuten die Herren des Berges nicht

weniger als die des Froschpfuhles. Und mit Babeuf und seinem Gracchus-Bund der Gleichmacher ist das Direktorium der Republik schnell fertig geworden. Kann der Spartacus-Bund länger währen? (Den großen Räuberhauptmann, von dem er den Namen lieh, habe ich vor acht Tagen, nach Stunden hastigen Wanderns durch allerlei Feuerlinien der tramlosen Hauptstadt, ins siebente Christenjahrhundert zurückversetzt. Da ich Sulla, den nie Besiegten, erwähnte und im Dezember die Zeit des spartakischen Aufruhrs richtig angegeben hatte, ist aus der dummen Verwechselung römischen und christlichen Datirens nicht sicher auf Gehirnerweichung zu schließen.) Der neue Bund ist weniger schüchtern, als der alte war. Duckt sich nicht in den Schatten, sondern geht gerade am Sonntag bloß. Belagert und erobert, spickt Dächer mit Schießmaschinen, herrscht und plündert in breiten Bezirken, hißt rothe und weiße Fahnen, überträgt, durch einen Zettel, dem er die Weihkraft amtlicher Urkunden zuspricht, seinen Triarchen die Regirergewalt und verhandelt, von Macht zu Macht, über die Bedinge der Kapitulation. Wuchs diese Verwegenheit aus Psychopathie, Hysterie, Kraftbewußtsein, aus der starken Wurzel des Glaubens an den Reichthum ferner, die List naher Genossen und an die furchtsame Schwäche des mannichfach bedrängten Feindes? Dann müßte sie dorren, wenn die große Staatsaktion mißlungen, das Strategenmittel der Ueberrumpelung nutzlos verbraucht, der Massenzorn in Flammen aufgeloht ist und der Wille fest wird, die Deutsche Republik nicht in Ohnmacht sinken, ihr Strafgesetz, ihre Strafprozeßordnung nicht, wie Unrechtsgut, Mottenfraß werden zu lassen. Ob in erworbenem Eigenthum Kulturwerth wohnt, ob Besitzrecht den Menschen entehrt und die Menschheit schändet: mit Handgranaten, aus Panzerautomobilen, von Spartakiden altitalischer Art ist der Kapitalismus nicht zu töten, dem Kommunismus nicht Sieg zu erstreiten. Wer darauf gehofft hat, büße den Wahn.

In Herzensangst rennt Herr Sarynzew herbei. „Niemand kann zween Gebietern dienen: also auch nicht zugleich Gott und dem Mammon. So Jemand mit Dir rechten und Dir den Rock nehmen will, Dem lasse auch den Mantel.

Richtet nicht. Tötet nicht. Das steht geschrieben. Ihr aber habt Gerichtshöfe, Heere, Gefängnisse und wendet, als Einzelne und als Gemeinschaft, alltäglich Gewalt an. Ist Eure irdische Macht der göttlichen Wahrheit so fern, dann gelten ihre Befehle und Verbote nicht; dürfen nicht eine Stunde länger noch gelten. Haben Diese gefehlt: bedenket, daß sie, mit schlechter Waffe, für die Befreiung, Entfronung der Menschheit, gegen Entrechtung aus Urvätertag kämpften, daß sie Euch Brüder sind, und verzichtet auf Gericht, Strafe, Abwehr sogar. Gott wird richten; der Gott, aus dessen Athem die Bergpredigt ward und der alles Werk der Rachsucht verwirft." Der Geschäftige konnte den Missionarseifer in der Heimath kühlen; dort die durch Blutseen watenden Führer gedungener Mongolenhorden bekehren. „Dürfen wir müßig dulden, daß der Brand ins Weite aufprassele, und fromm die Hände falten, bis durch Schutt und Asche Euer Bolschewikenheer in unser Land bricht? Das ist nicht wie Eures. Weder so reich noch so arm. Es kann sich, mit all' seinem Fleiß und Ordnersinn, nicht selbst ernähren, den zu Arbeit unentbehrlichen Stoff nicht ergraben, erjagen, aus Quell und Schacht, von der Weide holen. Hat aber, besonders in seinem staatlichen Wesen, mehr, was Erhaltersmühe lohnt. Alles zertrümmern, um Alles neu zu fügen, verwüsten, um Schöpfer werden zu können: Leninismus. Nichts für uns. Doch seine Wohlthat soll uns aufgezwungen werden. Zuerst kam aus Rußlands Reichskasse das Geld, viele Millionen Rubel, die nicht nur Waffen kauften. Die Kommunistenarmee soll folgen. Darauf ists abgesehen. Ihr seid verloren, wenn der Plan mißlingt; wir sinds, wenn er glückt. Allzu viel ist Euch hier schon nachgeäfft worden; aus natürlich Gewachsenem wurde Künstelei, nach der kein Bedürfniß schrie. Noch innigere Anähnelung: der Reichsverband löst sich, Süd, West, Nordwest fallen ab und der Feind stößt das einsame Preußen in Rußlands kalten Orient. Unser Sorgenbündel knote ich gar nicht erst auf. In jeder Zeitung können Sie von den Klüngelkämpfen, den Sektenbullen, von Entsittlichung, Raub, Arbeitscheu lesen; überall die Namen der Stimmführer und Machthascher finden. Dem Schmerz über die Niederlage nach

ungeheurem Kraftaufwand, von dem der Zweck fast geheiligt wurde, paaren sich nun Ekel und Scham. Sähen Sie die verfallenden, dunklen Städte, die darbenden Felder und armsäligen Heerden! Wir sind nicht wehrlos, sehen aber, nach Enttäuschung, in steigender Nährmittelnoth, mit erschöpften Nerven, so aus: und von Mond zu Mond schwillt drum der Uebermuth der Feinde, die obendrein glauben, wir seien schon von dem russischen Giftkeim verseucht, und in West und Ost urdeutsches Land für sich fordern, ohne das Selbstbestimmungrecht und andere Verheißung noch zu erwähnen. Die Athemnähe Rußlands hat uns auch wirklich geschadet. Schuld der Kaiserlichen Regirung, die den Sowjet der Volkskommissare überlisten wollte und aus der Umarmung einen Bakterienschwarm heimtrug. Brandenburg ist nicht Tula. Der Dutzendarbeiter kommt im Jahr auf siebentausend Mark. Dem ledigen Arbeitlosen schenkt Berlin täglich acht. Trotzdem hagelts Flüche auf Ausbeuter und Kapitalismus. Den werden Steuern, Betriebskosten, Aktienverluste höllisch geschwind entfetten. In die Luft zu sprengen oder niederzuschießen ist er nicht. Ehe die Wahl den Volkswillen ausgedrückt hat, soll Kommunismus beschlossen, den Industriearbeitern die Herrschaft gesichert werden. Hat sich denn das Bürgerrecht über Nacht durchgesetzt und haben seinen Aufstieg Kirche und Staat nicht leidlich gesund überdauert? Wir wollen Frieden und Demokratie, Arbeit und Nahrung. Nie würde Friede, das Gewerbe müßte verkrüppeln, die Volkslunge vereitern, wenn die Deutsche Republik sich in feiger Ergebung schrecken ließe; und auf ihrem Scherbenberg weht morgen dann die Schwarzflagge der Reaktion. Wer gegen Gewalt ist, bitte die Herren Mörder und Räuber, sich in Sanftmuth zu wenden. Bis sie gehorchen, herrscht über harte Herzen die Härte des Rechtes. Brüderlichem Handeln nur dankt Brudersliebe. Und Menschheit wird sich des Beweises freuen, daß hier noch Mannheit lebt. Um uns war Finsterniß. Begreifet das Licht!"



Neue Dichtung?

Als ich hier sagte, wir hätten in den Schönen Künsten nichts Neues mehr zu erwarten, meinte ich mit dem „Neuen“ natürlich nur ästhetisch „Epochemachendes“. Neuen Stoff bringt ja jeder Tag. Herrschaften fahren im Auto vor, Verliebte stürzen sich aus dem Luftschiff, Geschäftsleute gründen Konservenfabriken und machen Pleite, Aristokraten zerfallen wegen sozialdemokratischer Agitation mit ihren Familien, Prinzen heirathen amerikanische Milliardärtöchter, Fräulein Doktor kurirt mit Röntgenstrahlen: lauter Dinge, die Goethe noch nicht besingen konnte. Und welcher Segen für die Novellisten ist dieser Krieg, der als deus ex machina so gefällig alle kunstvoll geschürzten Knoten löst! Aber eine neue Kategorie von Dichtungen werden auch unsere Jüngsten nicht erleben, vielmehr werden wahrscheinlich die seit dreitausend Jahren vorhandenen Kategorien bis auf eine verkümmern.

Belehrung in gebundener Sprache, in europäischen Versen oder in orientalischen Parallelsätzen, vortragen, ist der Kindheitstufe der Völker angemessen; denn auf dieser Stufe spricht man in Bildern und bewegen Zungen wie Beine sich rhythmisch. Die jüdischen Propheten sind Dichter; ihnen schlossen sich die Psalmen- und Spruchdichter an; Solon faßte die Ideen seiner Gesetze in Verse und vor Plato haben die drei Tragiker dem Athenervölkchen die ethische Religion offenbart. Mit reifendem Alter wird der Mensch, wird das Volk prosaisch, der Wissensstoff auch so reich und so schwierig, daß seine Mittheilung eine Genauigkeit des Ausdrucks fordert, die in der Fessel der gebundenen Rede nicht zu erreichen wäre. Nicht einmal die Theorie der Dichtkunst selbst wagt ein heutiger Lehrmeister in Versen zu schreiben; die Ars poetica hat noch keine moderne Nachahmung hervorgerufen. Daß Didaktik in poetischer Form immerhin noch möglich ist, beweisen Goethes Sprüche, Schillers Lehrgedichte und Beider Xenien, für die auch der reifste Mann noch dankbar ist; aber sie bleiben vereinzelte Erscheinungen und sind nicht Muster einer großen Gattung geworden. Dem einen oder dem anderen Dichter mag hier und da ein Zweizeiler gelingen, der als Träger eines guten Gedankens oder als Scherz unter dem cirkulirenden Kleingelde der Volksweisheit mit umläuft.

Gehört die didaktische Poesie dem Kindesalter an (nur in der Versform behält das Kind ein längeres Schriftstück im Gedächt-

niß), so ist die Lyrik eine Angelegenheit der Jünglinge. In Deutschland fühlt jeder normale Sechzehnjährige das Bedürfniß, Liebe auf Triebe zu reimen, und er liest gern Dichter, die geübter als er gewesen sind, die Gefühle des jugendlichen Herzens in schöne Formen zu gießen. Nach und nach verduftet die lyrische Stimmung; an ihre Stelle tritt bei den Einen der Ernst der wissenschaftlichen Forschung oder eines anderen Berufes, der alle geistigen Kräfte in Anspruch nimmt, bei den Uebrigen das nicht minder anspruchsvolle Erwerbsinteresse; bei Manchem auch die Gier nach rohem Genuß. In Feierstunden versetzt sich der Mann wohl zuweilen in seine Jugend zurück und weckt die lyrische Stimmung noch einmal auf. Dann langt er sich ein Bändchen Lyrik vom Bücherbrette; aber es ist gewöhnlich kein neuer Dichter, sondern einer seiner alten Freunde: Goethe oder Rückert, Mörike oder Uhland, Chamisso oder Geibel. Das lyrische Gesamtbedürfniß des Volkes ist so bescheiden, daß es mit einem Band alljährlich reichlich gedeckt wäre und daß die Dichteritis eine stehende Rubrik der Witzblätter geworden ist; die nach Goldschnittbändchen sich sehnenden Mägdelein haben leider kein Geld, welche zu kaufen. Nicht das Bedürfniß des Publikums, sondern das Bedürfniß der Jünglinge, ihre Gefühle in Versen auszuströmen, erhält die lyrische Produktion im Fluß. Den Jünglingen gesellen sich die wirklichen Dichter zu, denen entweder die poetische Begabung die lyrische Stimmung erhält oder die durch Uebung erlangte Sprachgewandtheit die Lust zu poetischem Schaffen immer wieder erregt. Bis ins höhere Alter bewahren sich die jugendliche Stimmung auch jene geistig begabten Handarbeiter, denen in schon reifen Jahren ihre Gewerkvereinsbücherei den Zugang zum Geistesleben der Nation erschließt und die sich von dem neuen Leben, das ihnen daraus zuströmt, bis zur Berauschung entzückt und beglückt fühlen. Solche empfinden jetzt im Schützengraben das Bedürfniß, den gewaltigen Eindrücken, die sie erfahren, die poetische Fassung zu geben, und die „Kriegslyrik des deutschen Arbeiters“ (vier Bändchen Gedichte von vier Feldgrauen enthaltend), die Eugen Diederichs herausgegeben hat, ist, weil aus echter Empfindung naiver Seelen quellend, vielleicht das Beste, was der Krieg an deutscher Lyrik herausgebracht hat. Dem durchgebildeten Manne ist dieses Große und Furchtbare zu groß und zu furchtbar für Verse; dagegen fühlt er sich zu Dank verpflichtet für jene momentane Befreiung vom Beklemmenden, welche ihm die Beleuchtung des vielen Komischen an der Tragoedie gewährt.

Das Heldengedicht gehört dem Jugendalter der Völker in doppeltem Sinne. Erstens, weil der Knabe, der Jüngling das Bedürfniß hat, sich vom Anblick der Helden erheben und zu Heldenthaten stärken zu lassen, daneben auch (an Indianergeschichten) seine Abenteuerlust zu befriedigen; zweitens, weil Heldenthum nur in jugendlichen Kulturzuständen gedeiht. Zum Heldengedicht gehören doch eben Helden. Nun sind wir ja heute reicher an Helden als irgendein früheres Geschlecht. Nicht nur Achill und Agamemnon, sondern auch Siegfried der Drachentöter und der grimme Hagen würden gelaufen sein wie die Hasen, wenn hundert Feuerschlünde mit Weltuntergangsgetöse viele Centner glühenden Metalls ihnen entgegengespien hätten. Aber Das ist eben das Unglück für die Poesie, daß die Zahl der Helden, schlecht gerechnet, zwanzig Millionen beträgt. Gegenstand des Epos kann nur ein Held werden, der sich von der Masse abhebt. Eine Erwägung, die den poetischen Schimmer abstreift, regt Don Quixote an mit seiner Klage, die Artillerie, diese Erfindung des Teufels, habe allem Heldenthum ein Ende gemacht, da eine dumme Kugel, von einem dummen Feigling abgeschossen, das an Ewigkeitgedanken reiche Dasein eines Helden vernichte, der gar nicht in die Lage komme, sein Heldenthum bewähren zu können. Und die heutige Kriegführung entbehrt der für die Poesie unentbehrlichen Plastizität. Die Zweikämpfer der Ilias bieten im Wechsel der Situationen bei jedem Zusammentreffen eine Reihe von Bildern, die für den Dichter nicht weniger fruchtbar sind als für den Maler und den Bildhauer, und um den Leichnam des einen Patroklus wird einen ganzen Tag gekämpft. Heute thürmt eine einzige Minenexplosion im Nu einen Berg von Leichen auf, die eilig in ein Massengrab verscharrt werden. Am Ehesten noch werden die Thaten und abenteuerlichen Fahrten unserer Seehelden (zwar nicht zu Epen, aber) zu Seeromanen und Novellen anregen, für die sie reichlichen Stoff liefern. Zwei bürgerliche Epen haben uns Goethe und Voß geschenkt, die man passender Idyllen als Epen nennt; doch haben sie darin wenig Nachfolger gefunden. Hier und da ist eine hübsche Erzählung in Versen zu lesen, die wenig beachtet zu werden pflegt. Ein Meisterwerk ist Hebbels „Mutter und Kind“.

Aber im Bereich des Epos ist uns ja eine neue Kategorie beschert worden: das symbolische Epos. Doch ich denke, Nietzsches und Spittelers Gespenster werden nicht lange spuken und werden keine Nachkommen zeugen. Zarathustra entschädigt für sein Widerwärtiges wenigstens einigermaßen durch seine glän-

zende Sprache und einzelne beachtenswerthe Gedanken; aber Prometheus und Epimetheus hat mir von Anfang bis zu Ende nichts als Ekel erregt. (Für eine Kritik, die mir Vergnügen machen würde, ist hier kein Raum.) Uebrigens hat schon ein gewisser Dante ein symbolisches Epos gedichtet, und obgleich seine Helden, als Schatten, so zu sagen offiziell Gespenster sind, haben sie doch, wie die Staël durch Corinnas Mund sagt, une vie plus forte que les vivants d'aujourd'hui.

Das Drama eignet einer noch reiferen Altersstufe als das Epos; aber heute steht seiner Schöpfung die selbe Schwierigkeit im Wege. Die Ereignisse der Zeit sind Massenbewegungen, die sich nicht leicht in einzelnen Personen plastisch darstellen lassen, und die Tragoedien verlaufen unpoetisch. Sie enden im Zuchthaus, im Slum, im Irrenhaus, lauter widerwärtigen Orten; oder mit dem Selbstmord, den seit beinahe hundert Jahren seine Häufigkeit aus dem blühenden Bereich der Poesie in den trockenen der Statistik übergeführt hat. Es eignen sich also (wenigstens fürs tragische Drama) nur Stoffe und Personen vergangener Zeiten. Uebrigens haben schon die Dichter der Alten ihre Stoffe der Vergangenheit entnommen und sind sogar bis ins mythische Zeitalter zurückgegangen, weil ihnen die Menschen ihrer Gegenwart unwürdig dünkten, erhabene Ideen zu verkörpern; die Zeitgenossen waren ihnen gerade gut genug, in der Komoedie der Kritik und dem Gelächter preisgegeben zu werden. Goethe und Schiller haben es nicht anders gehalten; das philiströse Gesellschaftstück verspottet Schiller in der Parodie „Shakespeares Schatten". Meine Ansicht vom Theater habe ich in meiner Autobiographie (in dem Kapitel über Nietzsche) begründet; hier sei sie, ohne Begründung, in ein paar kurzen Sätzen ausgesprochen. Volkserziehunganstalt und Andachtstätte kann das Theater niemals werden, weil das Schauspielern eine unsittliche Kunst ist. Der heutige Schauspieler ist ein bürgerlich anständiger, ein rechtschaffener Mann und oft ein edler Mensch, aber ein Charakter, gar ein großer Charakter, ein Vorbild seines Volkes kann nicht sein, wer heute Wallenstein, morgen Posa, übermorgen Franz Moor, am nächsten Tage Jago oder Macbeth ist. Die athenischen Dramen, die Gottesdienst und Offenbarung waren, wurden nicht gemimt, sondern mit der tragischen Maske vorm Gesicht rezitirt; und mündliche Belehrung war die natürliche in einer Zeit, die sich noch nicht aufs Lesen verlegt hatte. Was die guten Dramen heute wirken, Das wirken sie nicht von der Bühne aus, sondern beim Lesen. Von den

Lohnarbeitern gilt, was ich zuvor in Beziehung auf die Lyrik gesagt habe. Die nach Bildung Hungrigen und für höheres Geistesleben Empfänglichen unter ihnen (ihre Zahl wird von manchen Sozialforschern nicht übermäßig hoch geschätzt) begrüßen, wie jedes Literaturprodukt, dessen sie habhaft werden können, so auch jede Theateraufführung als eine Offenbarung und genießen sie mit ehrfürchtiger Andacht, um so mehr, wenn sie das Kirchegehen verlernt haben oder, als „Aufgeklärte", die Kirche grundsätzlich meiden. Aber den Besonnenen und Durchgebildeten kann Schauspielerei niemals erbauen, wenn sie ihm vielleicht auch ein mäßiges Vergnügen bereitet. Vom Vorwurf unsittlicher Mimik nehme ich aus: das Lustspiel (weil zum Scherz die Verstellung gleich der Lüge erlaubt ist), die Oper*) (weil die Anstrengung des Singens fürs Schauspielern wenig Kraft übrig läßt und die dramatische Form des Textes nur der Musik Gelegenheit geben soll, die ganze Fülle Dessen, was sie vermag, zu entfalten) und das „Weihfestspiel" zur Feier eines patriotischen Gedenktages; besonders, wenn es von studirenden Jünglingen aufgeführt wird, die dabei nicht im Mindesten schauspielern, sondern ihre eigenen patriotischen Gefühle ausströmen lassen. Unsere beiden größten Dramatiker haben ihren Plan, mit der Schaubühne die Kirche zu ersetzen, selbst verurtheilt; Schiller, indem er nachweist, daß die Schaubühne die „moralische Anstalt", als die er sie sich dachte, nicht sei, und Goethe in dem herben Urtheil, das er einem Vorsteher der pädagogischen Provinz in den Mund legt. Dieser erwidert auf Wilhelms Bemerkung, er sehe sich vergebens nach einem Theater um: „Wir dürfen nicht verhehlen, daß in unserer ganzen Provinz Dergleichen nicht anzutreffen ist; denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, wie er sich hier bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Grenze gebracht." Was er dann weiter ausführlich rechtfertigt. Seitdem haben die Theaterschwärmer nicht aufgehört, darüber zu klagen, daß Schund am Besten rentirt. Moralische Anstalt ist die Schaubühne einmal

*) Ueber das Musikdrama nach Wagners Idee denke ich wie ein Musiktheoretiker, dessen Namen ich vergessen habe. Der sagte: Dabei kommt entweder das Drama oder die Musik zu kurz; auch Beide können leiden. Das schlechteste Libretto ist das beste, denn der Text soll nicht für sich fesseln, damit zieht er die Aufmerksamkeit von der Musik ab; er soll nur dem Hörer andeuten, welches Gefühl oder welche Stimmung das beginnende Tonstück ausdrücken will.

gewesen: ein Menschenalter hindurch für athenische Bürger; seitdem nie wieder. Die geistigen Führer des Volkes werden also gut thun, wenn sie diese Illusion aufgeben und sich darauf beschränken, dem Eindringen von Schmutz und Verrücktheiten in die Bühnenunterhaltung möglichst zu wehren. So streng wie die Herren der pädagogischen Provinz braucht man nicht zu sein. Unsere Theateraufführungen sind doch gewiß eine edlere Belustigung als Bärenhetzen, Hahnenkämpfe, Autodafés und die Schauspiele, die eine hohe Obrigkeit mit Henken, Viertheilen, Verstümmeln dem Volke bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein bereitet hat. (Ein Rest dieses gräulichen Geschmacks hat sich in den spanischen Stierkämpfen bis heute erhalten. Das Verwerfliche an ihnen ist nicht das Vexiren und Töten des Stieres, der mit einer Stunde Pein den Himmel auf Erden, den er bis dahin genossen hat, nicht zu theuer bezahlt, besonders, da er als Mittel dient, das Publikum mit dem Schauspiel der Entfaltung von Muth, Kraft und Anmuth zu ergötzen, sondern die unsäglich rohe und grausame Schinderei von abgearbeiteten Pferden, die das Gnadenbrot verdient hätten.) Immer wieder muß ich den Neuhumanismus segnen, der uns aus dieser Barbarei herausgeführt hat, und gerade der Ersatz jener schauderhaften Volksvergnügungen durch das Theater ist ein Beweis für den gewaltigen Kulturfortschritt, den unser Volk gemacht hat. Auch sind die heutigen Theaterbesucher kein müßiger Pöbel; gerade die Galerie steht sogar auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit als die beste Gesellschaft des Weimars Goethes, die im Vorspiel zum Faust der Theaterdirektor schildert. Unser Theaterpublikum besteht zum größten Teil aus schwer arbeitenden Menschen, denen diese anständige Erholung um so mehr zu gönnen ist, da sie den Geist und das Gemüth wohlthätig anregt. Und wenn die Zuschauer durch das Zusammenwirken von Poesie, geschicktem Spiel, prachtvoller Ausstattung, schöner Musik auf ein paar Stunden ihrer ärmlich traurigen oder nüchtern langweiligen Wirklichkeit entrückt und entweder in eine höhere Welt erhoben oder durch die drastische Darstellung der komischen Seiten unserer schlechten Wirklichkeit gründlich erheitert werden, so leisten die Schauspieler eine zwar, wie gesagt, der höheren sittlichen Weihe entbehrende, aber sozial, volkspädagogisch und hygienisch nützliche Arbeit. Diese Aufgabe wird das Theater desto besser erfüllen, je klarer es als Das erkannt wird, was es ist: nicht Volkserziehunganstalt oder Gotteshaus, sondern ein Ort anständiger und harmloser Erholung und Unterhaltung.

Nun bleibt noch die Kategorie übrig, der keine Verkümmerung droht, die den breitesten Raum einnimmt in der heutigen Literatur und der eine unabsehbare Zukunft gewiß ist: das Prosaepos, der Roman, nebst der Novelle. Alle Dichtung im strengen Sinn des Wortes, Dichtung in gebundener Form, setzt beim Schöpfer wie beim Genießenden Jugendlichkeit voraus. Dem gereiften Mannesalter unseres ganz in ernster Forschung, in schwerer Arbeit, in der Lösung furchtbar schwieriger Aufgaben lebenden Geschlechtes steht nur der Prosastil an; außer dem Schauspieler giebt es keinen Menschen, der sich nicht geniren würde, pathetisch in Versen zu reden; obwohl sich natürlich, zur Erholung von der Nüchternheit und dem Ernst dieses Lebens auch der Forscher, der Politiker, der Handarbeiter und der Geschäftsmann in Feierstunden gern einmal in die Jugendzeit zurückversetzt und im Zaubermantel der Poesie den Flug dahin unternimmt. Und nur in der Romanform können die Massenbewegungen unserer Zeit dargestellt, ihre Probleme erörtert werden; der Rahmen des Epos, des Dramas ist zu eng dafür und der Vers vollends legt der Erörterung Fesseln an, welche die von unserem wissenschaftlichen Gewissen geforderte Feinheit und Exaktheit der Seelen- und Gesellschaftanatomie ungebührlich erschweren. Daß Ibsen Dergleichen im Rahmen des Dramas versuchte, hat ihm seine gewaltige Popularität verschafft.

Das täglich zuströmende Neue kann nur in dieser Form ästhetisch vermittelt werden (Autobusse und Börsenkurse im nichtkomischen Verse würden Geschmacklosigkeiten sein); aber neue ästhetische Kategorien schafft dieses stofflich Neue nicht. Der Abenteuerroman, der Entwickelungroman, der Eheroman, der pädagogische, der psychologische, der soziale, der politische Tendenzroman sind alte gute Bekannte. Und all das gute Neue, das jedes Jahr nicht blos, sondern fast jede Woche bringt, ist doch in Stil und Geist nichts wesentlich Anderes als die Novellistik unserer alten Freunde Gustav Freytag, Paul Heyse, Gottfried Keller, Marie Ebner-Eschenbach. Als eine Bereicherung dieses Literaturzweiges schätze ich besonders die Darstellung regionaler Volkstypen, wie die Eiffelgeschichten der Clara Viebig, die Schweizergeschichten von Ernst Zahn, die nordischen Erzählungen von Sophus Bauditz, Bröndsted und Magdalena Thoresen. (In Grunows Verlag erschienen, aus dem ich noch zwei andere Erscheinungen nennen will: die Erzählungen von Georg Stellanus; er ist insofern [nur insofern] ganz unrealistisch, als seine heiteren Bilder aus dem Bauern-, Soldaten-, Adels-

und Hofleben ganz und gar des Schattens entbehren, was sie gerade so unendlich erquickend macht; und „Aus dänischer Zeit“ und „Die braune Marenz“ von Charlotte Niese: die Welt durch Kinderaugen gesehen; die Romane dieser Schriftstellerin sind nicht so originell, sondern nur gute Durchschnittsleistungen.)

Es fehlt nicht an Bemühungen, etwas wirklich ganz Neues hervorzubringen, aber das Ergebniß ist unerfreulich: widerwärtige Charaktere, peinliche Situationen, eine ins Ekelhafte sich verirrende ungesunde Erotik. Die Besten der Allerneusten führen uns Seelen vor, die so kompliʒirt sind, daß wir an ihre Wirklichkeit nicht zu glauben vermögen. Möglich ist es, daß Literaten, die sich mit nichts beschäftigen als mit dem Grübeln über Seelenzustände, den Einbildungen, die sie ergrübeln, selbst unterliegen und so in der Verschrobenheit ihren Geschöpfen ähnlich werden. Einer unserem sozialen Zeitalter sehr nah liegenden Verirrung*), der naturalistischen Elendsschilderung, scheinen nur Wenige noch zu verfallen. Dergleichen findet wahrscheinlich keinen Absatz. Gerade die Armen wollen im Buch wie im Theater sich nicht von einer erdachten Verdoppelung ihrer Armsäligkeit und ihrer Nöthe peinigen lassen, sondern sich in der Gesellschaft von Baronen, Grafen und Kommerzienräthen erholen und sich mit glänzenden Bildern aufheitern lassen, wie sie auch auf der Bühne, als große Kinder, eine Feerie oder Ausstattungoper einem trübsäligen Dialog im dürftigen Wohnzimmer vorziehen. Ich halte es nicht anders. Et prodesse volunt et delectare poetae: Das ist ihr Beruf, und wenn sie nicht wenigstens Eins davon leisten, können sie mir gestohlen werden. Wollte ich mich seelisch kasteien, so würde ich nicht einen Roman, sondern eine Anleitung zur Askese oder die ignatianischen Exerzitien lesen. Finde ich außer der Erheiterung auch Belehrung, so ist mir der Roman natürlich um so lieber. Nun gibt es ja in einem großen Volke von hoher Bildung Millionen seelisch Ueberfeinerter und darunter sicher hunderttausend seelisch Erkrankte von perversem Geschmack, so daß „Allermodernstes“ Absatz findet; aber da Volksepidemien nicht gefördert werden dürfen, ist es doch Pflicht der Kritik, den perversen Geschmack zu bekämpfen.

*) Verirrung nenne ich es nicht, wenn ein Novellist, wie Dickens gethan hat, der Oeffentlichkeit Verbrechen und verbrecherische Praktiken denunzirt, die durch eine stille Verschwörung mächtiger Interessenten der Kenntniß des Publikums und des (manchmal freiwillig blinden) Staatsanwalts entzogen werden.

Wie keine neuen Kategorien zu erwarten sind, so auch keine neuen Gefühle und keine wesentlich neuen Gedanken als ein neuer Inhalt. Die Kulturmenschheit wird neue naturwissenschaftliche Kenntnisse erwerben, neue politische, soziale, wirthschaftliche Bildungen und Situationen erleben, aber jener Schatz an ethischen, ästhetischen, psychologischen Wahrheiten, an Gemüthsbewegungen, an Charaktergestalten, die den Hauptstoff der Poesie ausmachen, wird um nichts Wesentliches vermehrt werden; nur das Kostüm wechselt, in welchem die alten Bekannten den einander folgenden Generationen erscheinen. Ist dieses Wesentliche einem Volk einmal von seinen Klassikern dargeboten worden, so können die Nachfolger der Klassiker nichts weiter thun, als das Jedermann Vertraute variiren und immer wieder neu ausstaffiren. Sie befriedigen damit ein Bedürfniß: das Verlangen nach Abwechselung; aber das tiefste und edelste Bedürfniß, das nach Wahrheit, Lebensweisheit, Erbauung, Erhebung, ist von den Klassikern befriedigt. Unter den Dramen unserer deutschen Epigonen (zu denen ich auch Ibsen rechne) kenne ich nicht eins, das ich noch einmal zu lesen wünschte oder gar im Verlaufe des Lebens immer wieder einmal zur Hand zu nehmen mich gedrängt fühlte wie die von Schiller, Goethe und sogar Lessing. Wie werthvoll macht diese Klassiker schon der Sentenzenreichthum, der Reichthum an Merksprüchen, die kurzgefaßte Lebensweisheit und Lebenserfahrung enthalten; sie stehen darin der Bibel und den Werken der Alten nah. Georg Hansen hat diesen Sachverhalt dargestellt in seinem (von den Politikern zu wenig beachteten) Buch über die drei Bevölkerungstufen. Zum Entstehen einer klassischen Literatur, sagt er, sei erforderlich: die Grundbedingung aller Geistesblüthe: fortwährendes Einströmen frischer bäuerlicher Kräfte in die städtische oder die sonstige maßgebende Bevölkerung; eben so aber, daß das Volk noch keine oder noch keine gute Schriftsprache habe. Denn Dichten sei Sprache Schaffen. Klopstock habe noch mit der Form gerungen, Schiller sei schon der Herrschaft der Phrase verfallen. (Das heißt das Klangvolle in Schillers Sprache zu stark betonen.) Weil bald nach Dante Boccaccio den Italienern eine gute Prosa gab, die sie bisher unverändert behalten haben, konnte ihnen kein großer Dichter mehr erstehen. Das Deutsch der Minnesänger hingegen wurde nicht Schriftsprache; man fuhr in Deutschland fort, lateinisch zu schreiben. Darum waren Luther und Hans Sachs möglich. Diese zweite klassische Periode wurde an der vollen Entfaltung

gehindert, zu unserem Glück; sonst hätten wir Goethe nicht bekommen. Der Dreißigjährige Krieg entvölkerte das Land. So lange die bäuerliche Bevölkerung nicht ergänzt war, konnte sie nichts an die Städte abgeben; das auf sich selbst beschränkte Bürgerthum verkümmerte und verlernte auch seine Muttersprache: am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lallten die deutschen Gelehrten und Beamten nur noch. Aber die bäuerliche Bevölkerung hatte sich ergänzt und so fanden denn die genialen Geister der Deutschen die beiden Bedingungen vor. Wollen wir eine vierte klassische Periode erleben, so müssen wir uns einen zweiten Dreißigjährigen Krieg gefallen lassen und eine solche Verhunzung unserer Sprache, daß Goethes Bücher nicht mehr verstanden werden. Nun wählt, Sprachverbesserer!

Dichter und Novellisten, die es verdrießt, sich mit dem Rang von Epigonen bescheiden zu sollen, fühlen instinktiv diesen Zusammenhang, ohne ihn deutlich zu erkennen, und gehen darum auf die Schaffung einer neuen Sprache aus: sie verlegen sich auf die Wortkunst. Daß, wer immer zu seinem Volke spricht, sich bemühen muß, dem Gedanken ein Wortkleid anzulegen, das ihn hervortreten läßt, wie der Tricot die Muskeln des Trapezkünstlers, versteht sich für den gewissenhaften Schriftsteller von selbst; er wählt darum die passendsten Worte und ordnet sie so, daß jeder Satz einen Gedanken klar, deutlich und unmißverständlich ausdrückt (dazu gehört auch die richtige Interpunktion; bei dieser thuns grammatische Regeln nicht; sie muß dem Vorlesenden anzeigen, an welchen Stellen und wie lange er inne zuhalten hat). Aber die Herren, welche die Wortkunst pflegen, wollen etwas Anderes; auf Klarheit und Deutlichkeit kommts ihnen am Wenigsten an; sie wollen mit neuen Formen (drolligen Versen und Strophen, die weder Verse noch Strophen sind), mit einer neuen Sprache imponiren. Eine neue Sprache wird aber nicht gemacht, sondern sie entsteht durch das Zusammenwirken der Redenden; ein Dialekt wird in bedeutenden Schriftwerken fixirt und hierdurch zur Schriftsprache erhoben. Dante fand die lingua volgare vor, die weiter nichts war als ein lateinischer Dialekt und die er zwar gering schätzte, aber, wahrscheinlich der erwarteten größeren Wirkung wegen, dennoch für sein Gedicht wählte.*) Luther aber hat (nach Ranke) den Geschäftsstil der kursächsischen Kanzlei, also einen mitteldeutschen Dialekt,

---

*) Wie Philalethes in einer Anmerkung zum Zwanzigsten Gesang des Inferno nachweist, hat er deshalb sein Gedicht Komoedie ge-

durch seine mit reißender Schnelligkeit über ganz Deutschland sich verbreitenden Werke: die Bibelübersetzung, die Erbauungs- und Streitschriften, zur deutschen Schriftsprache erhoben; durch die Kraft seiner poetischen Begabung und seiner Begeisterung den Dialekt bereichernd. Was die Entfaltung poetischer Talente hemmte, war der Fanatismus, die Streitsucht und der furor theologius; diese drei Todfeinde der Poesie erlangten im sechzehnten Jahrhundert die Alleinherrschaft. Im siebenzehnten vollendete der Dreißigjährige Krieg das Zerstörungwerk durch die allgemeine Kulturvernichtung und durch die Masseneinfuhr fremdsprachlicher Wörter und Redensarten, welche die spanischen, italienischen, wallonischen Söldner und Offiziere ins Deutsche einmischten; und dieses wurde dann im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts noch dazu vom Französischen als der Hof- und Diplomatensprache aus der vornehmen Gesellschaft vollständig verdrängt; so daß die edlen Geister des gebildeten Bürgerthums, die sich, zuerst unter der Führung Gottscheds, der deutschen Sprache annahmen, zu einer als Neuschöpfung erscheinenden Umformung der Sprache Luthers genöthigt waren, wenn sie in deutscher Sprache dichten wollten. Auch ohne einen zweiten Dreißigjährigen Krieg wäre eine solche Neuschöpfung in Zukunft noch einmal denkbar. Gesteigerter Weltverkehr könnte unter Beihilfe von Volapük, Esperanto, Ido und Pidgin-Englisch eine solche Sprachmengerei zu Stande bringen, daß Goethe nicht mehr ohne Lexikon und Kommentar verstanden würde. Edle Geister könnten sich dann nochmals auf ihr deutsches Volksthum besinnen; das verschüttete deutsche Sprachgut könnte wieder ausgegraben und ein Neudeutsch geschaffen werden; dieses würde von unserem Deutsch so weit abweichen, daß Goethe und Schiller nicht mehr Volks- und Jugendlecture sein könnten. Dann wären neue Klassiker möglich und sogar nothwendig.

Emil Lucka, ein feiner Psychologe, widmet eine der Abhandlungen seiner „Grenzen der Seele“ dem Dämonischen, womit er das Teuflische, Lebensfeindliche, Zerstörende meint, und zeigt, daß es sich mitunter hinter Kulturwerthen verberge. Ein solcher sei das Bestreben, Lebenswerthes zu erhalten. Aber mit diesem guten Konservativismus maskire sich auch jener Misoneismus,

---

nannt; dieser nämlich sei die niedrige Sprache, die Sprache der Weiblein, angemessen; die Aeneis, die in der erhabenen lateinischen Sprache abgefaßt ist, nennt er eine Tragoedie.

der mit den Redensarten: „Alles schon dagewesen“, „die Fülle des guten Alten genügt“, die produktiven Geister entmuthige und Neuschöpfungen zu verhindern suche. Von solch diabolischen Gelüsten weiß ich mich frei. Mein Lebtag habe ich an frischem, fröhlichem jungen Leben meine Freude gehabt. Ich wünsche auch, daß die poetisch Begabten rüstig weiter schaffen; für jedes neue Buch, das mir einen Sonn- und Festtagsschmaus bereitet, bin ich dankbar, mag es auch von den Poeten allerneuster Richtung als Kitsch und fade Unterhaltungliteratur verschrien werden. Alles Gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken, lautet der erste von Goethes Prosasprüchen. Für „gedacht“ und „denken“ darf man auch „gesagt“ und „sagen“ setzen: die Dichter müssen nur versuchen, das schon tausendmal Gesagte noch einmal so zu sagen, daß seine Form den neuen Bedürfnissen entspricht und der Inhalt von den neuen Zuständen und Einsichten neue Beleuchtung erfährt. Aber wenn junge Talente ihre Kraft auf Unerreichbares verschwenden, wenn sie sich in den Kopf setzen, etwas noch nie Dagewesenes schaffen zu sollen, dann verirren sie sich leicht ins Abstruse und Absurde. Davor wollte ich warnen.

Karl Jentsch.



Friede

Friede. Ein burleskes Spiel nach den „Acharnern“ und der „Eirene“ des Aristophanes. Verlag Georg Müller.

Habt Ihrs denn gehört? Habt Ihrs schon vernommen?
Der Friede, der Friede ist angekommen.
Es raunt und es flüstert, es jauchzt und es tost:
Wir haben uns neu das Leben erlost.
In den Rauchfang den Schild und den Helm und den Spieß!
In die Ecke Zwiebel und Käs und Kommiß!
Breit und hell und still und gemüthlich
Lockt jetzt vergnüglich die Friedenszeit.
Ums Feuer gelagert, thun wir uns gütlich,
Freunde sind da und der Schmaus ist bereit,
Der Wein ist gerathen,
Fett duftet der Braten,
Das Feuer prasselt. Wie Das behagt!
Die Frau sitzt im Bade, ich packe die Magd.

So etwa hab' ich mirs auch gedacht.
Die Saatzeit ist um und das Wetter ist günstig,
Es regnet. Da kommt wohl ein Nachbar und spricht:
„Der Himmel giebts reichlich. Freund, meinst Du nicht,
Wir wollen Eins trinken?“ Zur Frau sag' ich dann:
„Setz' Kuchenmehl, aber vom feinsten, an
Und spar nicht die Feigen. Laß holen die Knechte.
Den Weinberg bestellen, wär' heut nicht das Rechte,
Zu feucht ists. Machen wir Feiertag
Und rüsten behaglich ein kleines Gelag!“
Schnepfen giebts und knusprige Krammetsvögel,
Ein Stückchen Hasenfleisch findet sich auch
(Die Katze hat wohl ein Bischen gestohlen).
Wir lassen ringsum die Nachbarn holen,
Die bringen was mit nach gutaltem Brauch.
Wir rösten Bohnen, wir braten Kapaune.
Wir räuchern, wir singen, uns steigt die Laune.
Die Götter sind gut, es gedeiht die Saat.
Wir trinken und freun uns an Haus und Staat.
Von Kämpfen und Krämpfen und allem Bösen
Soll uns Eirene gnädig erlösen.
Streitlöserin, Leidlöserin wollen wir Dich nennen.
Das Gift, davon wir Alle brennen,
Das Mißtraun, das uns die Seelen verseucht,
Geschäftig, geschwätzig uns lauernd umschleicht,
Die Verleumdung, die uns die Herzen zersetzt
Und Menschen tückisch gen Menschen hetzt,
Dein frischer Athem feg' sie von hinnen,
Träufle Arznei den verwüsteten Sinnen!
Versöhnlichkeit laß uns lind umwehen!
Lehre den Menschen den Menschen verstehen!
Ein Band laß alle Völker umschlingen,
Den Lebenssaft, Eintracht, die Welt durchdringen!
Lasset in Demuth uns zu den Göttern flehn,
Daß sie Glück und Segen uns Allen verleihn,
Daß sie Brot uns spenden und Feigen und Wein,
Daß sie befruchten der Weiber Schoß,
Daß die Schwerter, der Scheide bloß,
Rückkehren und ruhn und erblinden und rosten,
Daß wir der Güter die Fülle kosten,
Die uns der Krieg zerstreut und zerschellt.
Daß wir fröhlich ein neues Haus aufbauen,
Daß die Götter uns Segen niederthauen,
Segen, Frieden der wartenden Welt!

München. **Lion Feuchtwanger.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Für Inserate verantwortlich: C. Jänsch, Tegel.
Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstr. 66.